

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

35)

Roman von E. Viebig.

Auf dem Weg bis zur nächsten Pferdebahn-Haltestelle sprach man nur von dem Verstorbenen. Sörensen war gereizt und schalt auf Gott und die Welt. „Die Dichterei, ja, alle Kunst ist ein verfluchtes Metier. Es ist am besten, man hängt's an den Nagel und sieht sich bei Zeiten nach was anderem um, das seinen Mann nährt, und wobei man sich nicht die Seele aus dem Leib schindet!“ Er fuhr sich über die Augen. „Da möchte man doch — lieber Steine kloppen! Armer Stadel!“

Marie Ritter mußte lächeln trotz aller Betrübniß. „Und doch war Erdmann glücklich!“ sagte sie sanft. „Er hat in seinen Träumen gelebt und ist in einem schönen Traum hinüber gegangen. Er hatte Atemnot, Heider und ich unterstützten ihn. — „Höher, Kobes“, sagte er, „so — — ich fliege — — ah, wie schön!“ Wir hielten ihn noch in den Armen, als er längst tot war; wir ahnten es gar nicht, so friedlich war er entschlummert. Er lag da mit einem glücklichen Lächeln.“ Marie Ritter reichte Ebel die Hand. „Sie haben ihm so viele Fremdschmerzen erwiesen in der letzten Zeit, Herr Ebel, ihm Wein geschickt und Früchte — das waren ihm immer große Erquickungen.“

Elisabeth sah ihren Mann von der Seite an — das wußte sie ja gar nicht! Er war rot geworden. Oh wie gut er war! Sie hing sich fester in seinen Arm; ihr war sehr elend. Eine grenzenlose Trauer trug sie im Herzen, sie wußte selbst nicht, um was.

Jetzt kam Heider hinter ihnen drein gelaufen, sehr erregt. „Was sagt ihr?!“ rief er ganz außer Atem. „Stellt mich da der Kerl! Ist ein Reporter für irgend eine Zeitung, steckt hier die Nase herein, bringt dann eine Notiz und bekommt seine paar Mark dafür. Muß hier bei dem Sauwetter herumpanaschen, damit die guten Spießbürger sich morgen früh beim Kaffee bei der Beschreibung von eines Dichters Beerbigung — ohne Geistlichen, ohne all den gewohnten Klöppeln — gruseln! Er war neugierig, wie eine Wachtel. Fragte mich aus, ob da nicht irgendwelche nachgelassenen Schriften wären, und so weiter, und so weiter. Er fragte, da war das Ende von weg!“

„Du hast ihn doch herausgeschmissen?“ grollte Sörensen. „Ja meine,“ verbesserte er sich, „stehen lassen? Solang einer lebt, kümmern sie sich den Dreck um ihn, ist er aber tot, ja dann, ja, ja, dann möchten sie das Geheimste aus seinem Schreibtisch herausknabbern. Kobes, Du wirst Dich doch auf so was nicht einlassen?“

„Doch!“ nickte Heider. Sein blaßes, verweintes Gesicht bekam einen getrübten Ausdruck. „Wenn doch mehr Anfragen kämen! Erdmann würde sich darüber freuen. Er war ein Idealist, es würde ihm gut thun, daß wenigstens nach seinem Tod nach ihm gefragt wird. Er hat der Mitwelt nie gezürnt, daß sie sich nicht um ihn kümmerte, er war nur böse auf die, welche die Kunst mißbrauchten. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht alles, was ich kann, thun soll, um ihm die Freude zu machen?!“

Sörensen brummte Unverständliches und dann sagte er: „Am Ende setzen sie ihm noch ein Denkmal auf irgend einer Brücke oder sonst wo, wo es nicht hinpaßt!“ Er lachte kurz und trocken.

Also tot, tot mußte man erst sein, um beachtet zu werden?! Elisabeths Herz krampfte sich zusammen, wie im Traum hörte sie die Reden der anderen; sie dachte an ihr eigenes Geschick.

Zwischen großem sah der Himmel nieder, kein einziges Stückchen von klarer Farbe daran, alles wirr durcheinander, grau und schwarz; ringsum eine Einöde und Schmutz und Kälte. Eine trostlose Verlassenheit.

An der Pferdebahn-Haltestelle trennte sie sich von ihrem Mann; es war schon über Mittag, und er mußte auf seine Dank eilen, er hatte sich nur mit Mühe frei gemacht.

„Fahre rasch nach Hause,“ sagte er besorgt zu ihr. „Du siehst angegriffen aus; ziehe trockene Schuhe an, ich bitte

Dich!“ Seine Blicke suchten in ihr Inneres einzudringen. „Nach nicht so verzweifelte Augen!“ stieß er plötzlich heftig hervor.

Machte sie denn verzweifelte Augen? War es schon so weit mit ihr, daß man ihr die Verzweiflung vom Gesicht abwasch? Sie zwang sich zu einem Lächeln, und hielt es die ganze Zeit über während der Fahrt in der Pferdebahn fest. Sie wußte nicht, wie traurig dies Lächeln ausah — Augen, die wie erloschen immer vor sich hinblickten, eine vornüber geneigte Gestalt, herabgezogene Mundwinkel, die Gesichtsfarbe sehr bleich — und dann dieses Lächeln!

Was sollte sie zu Hause? Ihr Stück war fertig, aber sie hatte keinen Mut, es jemandem einzureichen. Sie fühlte, wenn man ihr diese Arbeit tabelte, gar zurückwies — das würde sie nicht überleben, nein, das nicht! Es war ein Teil von ihr selbst, ein Stück ihres Herzens, Blut und Schmerzen — ihr Glaubensbekenntnis. Wenn man das zurückwies, woran sie so gearbeitet hatte, Tag und Nacht — wenn man das mit einem kritischen Lächeln beschaute, was ihr heilig war, es gar verhöhnte — nein, das konnte sie nicht ertragen! Lieber hielt sie es verborgen in dem geheimsten Winkel ihres Schreibtisches, sagte keinem etwas davon, zog es nur bei verschlossenen Thüren hervor und hielt dann Zwiesprache mit ihrem Werk, berauschte sich daran und wiegte sich in übertriebenen Hoffnungen. Nein, nein, es heimlich halten, es keinem verdammenden Urteil aussetzen! Dann würde sie selbst verdammt sein. Und doch, Ruhe hatte sie auch so nicht. Immer schwebte es ihr auf der Zunge, davon zu sprechen; sie hatte schon die Lippen geöffnet, da hielt eine Scheu sie im letzten Augenblick zurück. Es prickelte ihr in den Fingerspitzen, das Manuskript hervorzuholen: „Seht, das habe ich geschrieben!“ Ach, es war eine Qual!

„Sie sehen so sehr blaß aus,“ sagte Heider. Er hatte sie begleitet; wie ehemals gingen sie mit einander über die Straße. „Sie sind doch nicht krank?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nicht körperlich krank, aber“ und dann brach es plötzlich aus ihr heraus mit Sturmesgewalt — „ich leide!“

Sie glaubte sich in jene erste Zeit fröhlicher Kameradschaft wieder zurückversetzt, in der sie ihm gegenüber mit ihrem Vertrauen nicht zurückgehalten; sie erzählte ihm von ihrem Stück, von ihren Qualen, und sie schloß: „So habe ich denn kein Vertrauen mehr zu meiner Arbeit. Zu all dem, was ich gelitten habe — wer kann die tausend Qualen nennen! Ist noch der Zweifel gekommen, und der ist schrecklicher als alles andere!“ Sie riß sich den Schleier herunter, mit einem unterdrückten Schmerzenslaut hielt sie die Hand an die Stirn. „Manchmal glaube ich, ich werde verrückt!“

„Lassen Sie mich Ihr Stück lesen!“ sagte er dringend. „Und wenn Sie es tabeln?!“ Sie sah ihn mit glühenden Augen an.

„Lassen Sie es mich nur lesen!“ — „So kommen Sie gleich, gleich — Sie sollen es gleich lesen!“ Sie faßte seine Hand und riß ihn mit sich über die Straße. „Wir dürfen keine Zeit verlieren, setzen Sie sich in mein Zimmer, lesen Sie es da. Ich will warten, bis Sie es gelesen haben, eine Stunde, zwei Stunden — ich habe schon so lange gewartet, rasch, rasch!“

Er folgte ihr willig; hier war keine Zeit zu verlieren, das sah er. Das Wasser ging ihr bis an die Kehle. —

Er saß an ihrem Schreibtisch und las, von der kleinen Lampe hell beleuchtet. Sie hockte in einem Winkel des Zimmers ganz im Dunkel, müßig die Hände im Schoß zusammengekrampft und beobachtete ihn, belauerte seine Mienen; bei jedem wohlgefälligen Nicken atmete sie tief auf. Es war ganz still im Zimmer; man hörte nur das Wenden der Blätter und leise zitternde Atmzüge. Draußen wurde es ganz dunkel; hier innen stand die Zeit still.

Anfänglich war es Heider sehr schwer geworden, mit Aufmerksamkeit zu lesen, seine Gedanken wandelten einsame Wege zurück zum öden Kirchhof im sturndurchbrauchten Feld; bald — er hätte es nicht für möglich gehalten — waren all seine Gedanken, all seine Empfindungen hier bei diesen Worten. Er las und las, er war im Bann; eine große Leidenschaft schlug ihm aus diesen Blättern entgegen, ein helles Flammen-

feuer loderte, eine wilde Anklage reckte die Faust. Da war Kraft da war Empfindung, da war ein verzweifelttes Ringen, und da war ein Sieg! Es wurde ihm kalt, und es wurde ihm heiß, seine Seele wurde mitgerissen; er vergaß alle Kritik. Er atmete rasch und erregt, und dann sprang er auf — jetzt war er zu Ende.

„Frau Ebel! Elisabeth!“

Sie kam aus dem Winkel auf ihn zu, groß, schlank, die Füße mühsam voranschleppend. „Nun?“ Alles, was an Spannung, Erwartung und angstvoller Hoffnung möglich ist, war in dieses Wort gepreßt. „Nun?“

Er sagte stürmisch ihre Hände. „Jamos!“ All seine alte Frische war wieder da. „Ich freue mich, ich freue mich von Herzen!“ Er schüttelte ihre Hände. „Das haben Sie gut gemacht, so wollte ich Sie haben, voll, groß, ganz! Ich — er bückte sich und, was er sonst nie gethan hatte, er küßte ihre Hand — „alle Achtung! Bravo! Bravo!“

Was war das für ein wundervoller Klang! Ein himmlischer Klang, der Kranke gesund macht und Tote wandeln heißt.

„Sie sagen das?“ Hierig sah sie ihn an, sie wollte sie noch einmal hören, diese seligmachenden Worte. „Sie tabeln mich nicht?“ Sie beugte sich vor und hin an seinen Lippen; auf einmal war sie wieder jung, schön und blühend.

„Jetzt wage ich es nicht mehr, Sie zu tabeln!“ Er lächelte. „Sie sind mir zu groß geworden, Frau Elisabeth! Freuen Sie sich, ich freue mich mit Ihnen!“

Sie stand noch immer lauschend, mit vorgeneigtem Kopf, als könne sie nicht genug hören; man sah es ihren Lippen an, daß sie schlürften, Genuß tranken. Ihre Augen leuchteten.

„Oh, Sie!“ Sie atmete als sollte ihr die Brust springen, „Sie geben mir das Leben wieder, ja, Leben, Glück, Gesundheit! Oh Sie!“ — Sie trat plötzlich ganz dicht an ihn heran, ihre Augen streiften ihn strahlend, — nun fühlte er einen Kuß auf seiner Wange. „Ich danke Ihnen — danke Ihnen!“ Sie lachte und weinte. — Draußen hatte es geklingelt. „Da kommt Wilhelm!“ Sie stürzte nach der Thür, ihre Bewegungen waren rasch, mädchenhaft leicht. Schon war sie hinaus, schon hing sie dem Gatten am Halse. „Wilhelm! Wilhelm!“ schluchzte sie.

„Was ist denn geschehen?“ Man sah es Ebel an, er war nicht gewohnt, mit einer Freudenbotschaft empfangen zu werden. „Barum weinst Du, Elisabeth?“

„Vor Freude, nur vor Freude!“ Was sie lange nicht gethan hatte, sie küßte ihn und zog ihn in die Stube hinein. „Hier, frag ihn! Wilhelm, ich bin wie erlöst! Es ist gut — oh, die Qual — mein Stück —!“ Sie sprach mit fliegendem Atem und ließ ihren Mann nicht los; blindlings tastete ihre Hand nach Heider. „Sagen Sie's ihm — er wird sich ja so freuen! — So sagen Sie's ihm doch!“

Heider war zurückgewichen; ein seltsames Gefühl zog sein Herz zusammen, — er sah die Frau immer noch in den Armen des Mannes. „Ich gratuliere!“ sagte er gepreßt.

„Hörst Du's? Hörst Du's nun?“ Elisabeth lachte, so voll, so sonor. „Nun bist Du überrascht, ich habe ein Stück geschrieben, es ist gut, es wird aufgeführt werden, nun kommt der Erfolg, nun ist die böse Zeit vorbei! Freue Dich!“ Sie lachte wieder.

Ebel fühlte ein wehmütiges Entzücken; so hatte sie lange nicht gelacht, das war das alte, siegestrohe Lachen. Er preßte sie fester an sich, und dann nahm er ihren blonden Kopf zwischen beide Hände und beugte ihn etwas zurück. Er sah ihr in die Augen. „Warum hast Du mir denn nichts davon gesagt?“

Sie zwinkerte mit den Lidern und wurde purpurrot. „Ich — ich wollte —“ sagte sie unsicher — „ich wollte erst eine Gewißheit haben. Ich — ihre Miene wurde düster — „ich hätte ein Mißlingen nicht ertragen.“ Wie ein plötzliches Erinnern zog's über ihr Gesicht. „Ich hätte mich vor Dir geschämt.“ flüsterte sie.

Sein Blick glitt fragend zu Heider. Dieser hatte sich mit dem Manuskript zu schaffen gemacht; als er Ebels Blick auf sich gerichtet fühlte, sagte er: „Das Stück Deiner Frau ist ausgezeichnet. Der Erfolg ist sicher!“ Er legte die Hand fest auf die Blätter. „Das muß wirken!“

Ebels Gesicht war von einer strahlenden Freude wie verhärtet, er zog seine Frau wieder an sich. — — —

Sie ließen den Freund heute nicht fort, er mußte mit an ihrem Tisch sitzen. Es verlangte Heider, allein zu sein, und

doch mochte er sich nicht trennen, er konnte den Blick nicht von Elisabeth lassen. — Das war wieder das Mädchen, an das er heimlich viele Lieder gerichtet, die er niemandem gezeigt hatte und die er niemals veröffentlichen würde.

Elisabeth trug noch das schwarze Kleid vom Begräbniß her; ihre durchglühnten Wangen und ihre schimmernden Haare hoben sich reizvoll darüber. Wie sehr verjüngt das Glück! Elisabeth sah das selbst im Spiegel. „Glück ist Erfolg!“ dachte sie und nickte lächelnd ihrem Spiegelbild zu.

„Hast Du keinen Wein mehr?“ fragte sie ihren Mann. „Laß uns trinken, trinken; ich bin schon wie im Rausch!“ Sie sprach aufgeregter: „Gieb mir Wein her, laß uns anstoßen. Es lebe der Erfolg!“

Ebel sah zögernd auf Heider. Würde es ihn nicht verlegen? Aber Heider nickte zustimmend.

So ging er und holte eine Flasche; es war alter Rheinwein, süß und feurig. „Ich hatte sie noch für Erdmann gekauft“, sagte er leise, als er sie entforckte. „Das erste Glas zu seinem Gedächtnis!“

Heider stand auf und hob sein Glas mit einer gewissen Feierlichkeit, golden perlte der Wein.

„Auf den Erfolg der Lebenden und des Toten!“ sprach er stark. „Hoch, dreimal hoch!“

(Fortsetzung folgt.)

Neues über Spinoza.

Wenn jemals die Lehre eines Philosophen nur aus seinem Leben mit zu begreifen und zu verstehen ist, so bietet Spinoza vielleicht den typischen Fall hierfür. Die tiefe Wirkung seiner philosophischen Schriften beruht zum großen Theile auf dem Interesse, das wir an dem Menschen Spinoza nehmen; hinter jeder Zeile taucht die Gestalt des Mannes auf, dessen schlächter Charaktergröße und Seelenreinheit aller Schmutz der Verleumdung und des Hasses nichts anhaben konnte. Schon sein zweiter Biograph, der lutherische Prediger Johannes Colerus, muß in der 1705, also noch nicht 30 Jahre nach des Philosophen Tode erschienenen Biographie mit einer Menge Lügen und Verleumdungen aufräumen, die fanatische Feinde zusammengesetzt hatten. Um so größeren Dank hat sich J. Freudenthal mit seinem unlängst erschienenen Buche*) erworben, das eine Fülle neuen Materials über Spinozas Lebensgeschichte bringt.

Die Familie des Philosophen war, wie sich aus den neu aufgefundenen Urkunden ergibt, durchaus nicht arm, zählte vielmehr zu den angesehensten in der Amsterdamer Judengemeinde. Auffallend ist die Verschiedenheit in der Schreibweise des Namens; man liest durcheinander Spinoza, Spinoza, de Spinoza, de Spinoze, Spinoza, Spinoza und so fort. Ein Zweig der Familie hatte sich in Portugal taufen lassen und war geabelt worden. Großvater und Vater Spinozas waren Vorsteher der Gemeinde, und es ist ganz selbstverständlich, daß er in die Gemeindefchule, die den Stolz aller Glaubensangehörigen bildete, geschickt wurde. Seine Lehrer waren hier zunächst zwei fromme, gelehrte Rabbi, von denen der eine dann über den Schüler den Vammsuch aussprechen mußte. So sehr empfand man das als unverdienten Schmach des alten Lehrers, daß aus seinem Schülerverzeichnis der Name des Gebannten gestrichen wurde. Noch an zwei Lehrern haftet ein besonderes Interesse. Der eine, der gelehrte Rabbi Manasse, wurde selbst, wenn auch nur vorübergehend, in den Vamm gethan, weil er in einen Konflikt mit dem Gemeindevorstand geriet. Man sieht, in jener Zeit war der Vammsuch ein nicht unbeliebtes Mittel, einen unbequemen Gegner zum Schweigen zu bringen, und je ohnmächtiger die Judengemeinde nach außen hin war, desto schärfer suchte sie das Regiment im Kreise ihrer Glaubensgenossen zu handhaben. Der andere Lehrer, von dessen „verderblichem“ Wirken auf seine Schüler fromme Seelen, nicht genug zu erzählen wissen, war ein christlicher Arzt, namens Van den Enden. Von diesem „berüchtigten“ Lehrer und Arzt“ sagt Colerus: „Er unterrichtete zu dieser Zeit in Amsterdam mit großem Ruhme die Kinder vieler der vornehmsten Kaufleute, bis man endlich bemerkte, daß er seinen Schülern noch etwas mehr als Latein, nämlich Samen und Anfangsgründe der Gottlosigkeit einzusäen suchte. Dieser mit so übler Nachrede bedachte Arzt wurde in Frankreich 1674 wegen revolutionärer Umtriebe zum Galgen verurteilt. Wie weit Spinoza unter dem Einfluß des freidenkenden Lehrers stand, läßt sich nicht nachweisen. Jedenfalls wurde es mit auf seinen Lehrer geschoben, wenn er soweit in seinem „schändlichen Treiben“ ging, daß 1656 über den dreiunddreißigjährigen Mann der Vammsuch ausgesprochen wurde. Man hatte den Arglosen mit Spionen umgeben, die jedes Wort hinterbrachten, das geeignet schien, Stimmung gegen ihn zu machen, und so kam der

*) Die Lebensgeschichte Spinozas, in Quellenschriften, Urkunden und nichtamtlichen Nachrichten. (Leipzig, Verlag von Veit u. Comp., 1899.)

Dann zu stande, der ihn von jeder Gemeinschaft ausschloß. Wiederholt hatte man Spinoza Geld angeboten, wenn er wenigstens noch äußerlich seine Zusammengehörigkeit zum Glauben bekunden wollte; mit Verachtung wies er das Anerbieten zurück. Mit Gleichmut ertrug er die Pein des langsamen Verfahrens, das zweimal dem „Neuen“ Gelegenheit bot, seine Sünden zu bekennen. Nach gefälligem Urtheil litt es Spinoza nicht mehr in der Stadt; er nahm seinen Aufenthalt in der Nähe derselben, zuletzt in Haag.

Man braucht den Fanatismus jüdischer Glaubenseiferer nicht zu unterschätzen, wenn man nach Einsicht des jetzt neu vorliegenden Materials zu dem Schlusse gelangt, daß Spinoza am meisten nicht unter der Verfolgungssucht der jüdischen Gemeinden, sondern unter der Unduldsamkeit fremder Konfessionen, allen voran der protestantischen, zu leiden hatte. In Voorburg, wo er Mitte der sechziger Jahre Wohnung genommen hatte, brach in der protestantischen Gemeinde ein Streit wegen Besetzung der Predigerstelle aus. Das genügte der einen Partei, Spinoza in den Streit zu ziehen und seinem Einfluß auf die Gegenpartei den ganzen Hader zuzuschreiben, weil sein Hauswirt ihr zufällig angehörte. In einer Eingabe an die vorgeordnete Behörde heißt es: „Zu bemerken ist, daß der vorgenannte Daniel Tydeman in seinem Miethause einen Spinoza bei sich wohnen hat, der, von jüdischen Eltern geboren, wie gesagt wird, ein Atheist ist oder ein Mensch, der aller Religion spottet, und ein schändliches Werkzeug in dieser Republik, wie viele gelehrte Männer und Prediger . . . bezeugen können. Er hat das den Herren Bürgermeistern übergebene Gesuch . . . geschrieben.“ Als ob Spinoza nichts Besseres zu thun gewußt hätte! Gerade zu jener Zeit war er mit der Abfassung des „theologischen-politischen Traktats“ beschäftigt, der ihm unangesehene Verfolgungen eintragen sollte. Schon vor Erscheinen des Buches galt der Verlehr mit ihm als belastend. Seinem Freunde, Dr. Adrianus Koerbagh, wurde wegen eines selbstverfaßten Büchleins, „Der Blumenhof“ der Prozeß gemacht. Daraus wollte man von dem Angeklagten das Geständnis erzielen, daß Spinoza ihm dabei geholfen habe; und da man nicht beide fassen konnte, so hielt man sich an dem einen schadloß und verurtheilte ihn zu zehn Jahren Gefängnis, zehnjähriger Verbannung und 6000 Gulden Geldstrafe.

Man wird es jetzt nur allzu begreiflich finden, wenn Spinoza in seiner Schrift die äußerste Vorsicht walten ließ und die holländische Ausgabe unterdrücken wollte. Aber nichts half ihm. Kaum war der Traktat erschienen, so ging die Heize los. Den Reigen eröffnete der Amsterdamer Kirchenrat mit seiner Beschwerde an die Regierung, ihm folgten so ziemlich alle religiösen Behörden von Nord- und Südholland. In allen Tonarten wird über das „schlechte und gotteslästerliche Buch“ und seinen schändlichen Verfasser geklagt. Die Verfolgungswut legte sich eigentlich niemals. Als nach dem Tode Spinozas einiges aus seinem Nachlasse veröffentlicht wurde, nahm man den Kampf gegen den Toten mit erneuertem Eifer wieder auf; und damit auch die Vertreter der Wissenschaft nicht fehlten, faßten die Senatoren der Universität Leiden einen Beschluß, in dem sie die „Opera posthuma“, welche viele sehr schändliche, gottlose und heterodoxe Ansichten und Folgerungen enthalten, geeignet, die ganze christliche Religion und viele von den Artikeln des Glaubens unzulässig und für einfache Menschen den Weg zum völligen Atheismus zu bahnen“ verboten. Der Besitz dieses Buches wurde mit hoher Strafe belegt. Daß Spinoza, abgesehen von der steten Furcht, in der zu leben er verurtheilt war, nicht allzuviel zu leiden hatte, lag an der Haltung der Regierung, in der er einflußreiche Freunde und Schüler hatte. Man ließ Altentfände mit ungünstigen Gutachten verloren gehen, oder begrub sie in einer Kommission; wurde endlich doch ein Beschluß gegen Spinozas Bücher durchgesetzt, so betrieb man die Ausführung so lässig, daß es unaufhörlich Beschwerden der Frommen regnete.

Erst 1676, als Wilhelm III. zu immer größerer Macht kam, wurde man mit der Regierung zufriedener; nur der Tod beschützte 1677 Spinoza vor persönlichen Strafen. Die Unfreiheit seiner Zeit lastete auf ihm; so gern er vielleicht den Ruf als Professor der Philosophie nach Heidelberg angenommen hätte, so mußte er doch ablehnen, weil ihm die Freiheit des Lehrens nur so weit zugestanden wurde, als er nicht mit dem Glauben in Konflikt gerate; und wie leicht er solchen Konflikten ungewollt ausgeführt war, sah er deutlich genug in seiner Heimat. So lebte er für sich allein, als Glaschleifer seinen bescheidenen Unterhalt gewinnend, ganz seinen Studien, für die uns manchen Fingerzeig ein jetzt aufgefundenes Bibliotheksverzeichnis für die Nachlassverhandlung giebt. Seine Büchersammlung war klein, aber vielseitig, so daß man nicht mehr sagen kann, Spinoza wäre ein großer Denker, aber kein großer Gelehrter gewesen. Auffallend ist nur der Mangel an historischen Schriften in der Bibliothek. Doch läßt sich daraus kein sicherer Schluß ziehen, da seine Freunde nach seinem Tode vieles aus der Bibliothek an sich nahmen, um es nicht in die Hände seiner Familie geraten zu lassen, mit der er nichts gemein hatte als den Namen. — phil.

Kleines Heuilleton.

o. Vor der Heimat. Was sie wohl sagen würden, wenn sie ihn so sähen? So verkommen, mit ausgefranzten Hosen und schmätzeriger, zerfetzter Jade, mit Stiefeln, die er nur noch über der Schulter tragen konnte, ohne Stragen und Halstuch, nur mit dem

schmutzigen Hemde. „Na ja, also darum hat er so lange nichts von sich hören lassen“, würde seine Schwester sagen, und dann würde sie ihn nach der Waschlüche schicken, damit er sich dort bade. Die Kleider müßte er verbrennen, heimlich würde sie ihm neue kaufen, und nirgends dürfte er erzählen, wie schlecht es ihm gegangen.

Ja, bis es dunkel geworden, müßte er wohl warten, ehe er in den Ort hinabginge. Seine Schwester würde sich seiner sonst zu sehr schämen. Die Sonne brannte auf den baumlosen Sandweg, der sich den Hügel hinaufzog. Die Sohlen der nackten Füße schienen geröstet zu werden von dem heißen Sand — aber als er sich ausmalte, wie sie ihn empfangen würden, daß er als Bettler wiederkomme, überriefelte es ihn, als föhren ihm kalte Eispitzen den Rücken hinab.

Jetzt so plötzlich vor sie hütretren, wo er doch im Winter nicht zu schreiben gewagt hatte, daß er keine Arbeit finden könne? Und später erst recht nicht, als ihn niemand beschäftigen wollte, weil er zu heruntergekommen aussah.

Mit dieser Frage ging er die letzten Schritte hinauf bis zum Scheitel des Hügels. Die Ebene lag vor ihm. In runden Stufen senkten sich die Hügel ins flache Land. Aus vereinzelten Gruben blickte das helle Gelb des Sandes. Schroffere Hänge waren mit blauem Unkraut überfät, aus dem das lichte Weiß junger Birken leuchtete.

Draußen, wo der letzte Absatz des Hügelrandes ins flache Land griff, mühten sich Pferde vor einem Pfluge auf schrägem Ader. Dort hinunter ging der Weg im Zickzack an Bauernhöfen, Ziegeleien und Schnapsbrennereien vorbei nach dem Heimatsorte. Die städtischen Häuser, die Brauerei und die kleine Fabrik erhoben sich über die Bauernhöfen. Und da glitzerte der mit wuchernden Weidenbüschen berandete Fluß. Und die große Pappelhauffee, die nach dem nächsten Bahnhof führt — und Pastors Obstgarten, dieser für tüchtige Kletterer stets bereit stehende Nafschorb — und Mielede's Tischlerei, wo es immer die Stangen zu Stelzen gab, und wo er später lernte! . . .

Das allerletzte Haus, dessen Ziegeldach kaum aus den Obstbäumen herauslugen konnte, war das Haus seiner Schwester. Die hatte es vom Vater übernommen und wirtschaftete jetzt mit ihrem Ramme drin.

Wie gut das thun müßte, wieder in der sauberen Siebelstube schlafen zu können, pünktlich am Tisch zu sitzen und jeden Sonnabend im Waschküchen zu baden! Und dann zu arbeiten! Früh auf, im Garten nachsehen und in der Werkstatt so ein recht kunstvolles, derbes Stück Arbeit liefern mit seiner ganzen Wucht und Feinheit.

Er wollte schon den Weg hinabsteigen. Da fühlte er wieder den Schmerz im Rücken, zwischen den Schultern. Und er besah seine zerrissenen Hosen, die schmutzige, zerklüftene Jade — das löcherige Hemd brannte ihn auf dem Körper.

Woll heißer Schanz stieg er den Hügel auf der anderen Seite hinab. Seine Beine zitterten, und es durchzuckte ihn mehrmals, wie wenn es ihn zurückjögge, zurück ins Heimathaus. Aber nur nicht so vor alle Verwandten und Bekannten hütretren, nicht so heruntergekommen —

— Panther und Pfan. In Indien erzählt man allgemein, daß zwischen Panther und Pfan gewisse geheimnißvolle Beziehungen beständen; der Panther habe die Macht, den Pfan zu bezahnen, so daß er still sitzen bleibe und ihn schließlich mythisch in sich aufnehme. Man hat sich bemüht, diese mythische Einheit von Pfan und Panther aus der Uebereinstimmung der Zeichnung zu erklären; der Körper beider ist mit Augen überfät; beide können gewissermaßen als Argus und Simmbilder des gestirnten Himmels gelten, der Panther auf der Erde und der Pfan in der Luft. Vielleicht auch stehen auch beide in einem gewissen Vertrauensverhältnis, ähnlich wie Krokodilwächter und Krokodil, Radenschädel und Nashorn, Königshuhn und Steinbock, so daß sie sich gegenseitig warnen und andere Dienste leisten, aber nicht fürchten. Darauf scheint der Bericht eines englischen Beobachters W. Tylher hinzuweisen, der eines Tages auf der Pfauenjagd sich ganz nahe an einen Pfan heranschleichen konnte, der gar keine Notiz von ihm nahm und unverwandt, wie bezaubert, nach einem vor ihm befindlichen Didicht blickte. Der Jäger faßte nun seinerseits dieses Gebüsch ins Auge und war nicht wenig erstaunt, einen Panther daraus hervortreten zu sehen, der vorsichtig an den Vogel heranschlich. Die Sache schien um so erstaunlicher, als der Jäger wußte, daß es in dieser Gegend sonst keine Panther gab. Aber es war nicht Zeit, zu erstanen; der Jäger mußte versuchen, das Wieselicht auszunutzen, erhob sein Gewehr und richtete es auf den Panther, der sich zu seinem Schreden auf den Hinterfüßen erhob und ihm mit bebender Stimme in der Landessprache zurief: „Mein Herr, nicht doch, schießen sie nicht!“ Im ersten Augenblick glaubte der Jäger den Verstand verloren zu haben, und alle indischen Märchen von den Wervölfen, die dort in Tiergestalt auftreten, unangefakten seine Sinne. Aber seine Aufregung war glücklicherweise nur von kurzer Dauer, denn das Tier, welches er vor sich hatte, ließ plötzlich seine Haut fallen, und vor ihn stand ein eingeborener Jäger, der als Panther verkleidet, sich auf der Pfauenjagd befand, weil man, wie er sagte, sich unter einer Pantherhaut direkt an den Pfan heranschleichen könne. Manchmal könne er ihm unter diesem Fell so nahe kommen, um ihn mit der Hand greifen zu können, jedenfalls ließe der Pfan den vermeintlichen Panther so nahe kommen, daß dieser ihn mit seinen Pfeilen erlegen könne. Man erkennt, wie obige Bezauberungsmärchen entstanden sind. — („Prometheus“.)

Musik.

Im Schiller-Theater kam am Mittwoch die, keiner Charakterisierung mehr bedürftige Oper „Margarete“ (Gausi) von Gounod zur Aufführung, mit Herrn Simeon Lugarti als Gast in der Tenorpartie des Faust. — Es ist recht traurig, über einen Kunstjünger zunächst aburteilen zu müssen, der so manches Schöne geleistet, und bei dem noch viel „drinnen“ steckt. So konnte man gleich am Anfang durch den sympathischen schönen Ton und die zum Teil recht gut gebildete Stimme erfreulich überrascht werden. Doch bald zeigten sich die Lücken. Einzelne Töne der Mittellage klangen schwach und hohl, ein piano gab es überhaupt nicht, die Höhe war zwar manchmal sehr schön, oft aber herausgeschrien (woraan wohl die steigende Depression des Künstlers nicht wenig schuld gewesen sein mag). Am erst das Spiel! Lugarti scheint zu dem Typus derer zu gehören, die erst lernen müssen, zu fühlen, was sie singen, und dann hinwieder von sich zu geben, was sie fühlen. Dem Künstler wäre zu raten, daß er sich erst einmal an einen Meister der Schauspielkunst wende und dort lerne, „aus sich herauszugehen“, richtige Bewegungen und wenigstens etwas Mienenpiel zu treffen. Dann wird ihm wohl auch das Stimmliche besser glücken, zumal sobald er musikalisch ganz sicher ist und nicht mehr so sehr vom Kapellmeister abhängt. Nur Mut! Es steckt hier so manches verborgen, das zu schönen Hoffnungen berechtigt. — Ein dargebotenes Bouquet lehnte der Künstler ansehnend ab.

Marie v. Tergow spielte und sang das Gretchen mit Hingabe. Hervorragend spielte Josef Fanta den Valentin; seine sympathische und gut geschulte Stimme nahm von vorn herein für ihn ein. Oskar v. Lauppert führte die schwierige Rolle des Mephistopheles (die für seine Stimme etwas zu tief liegt) recht gut aus. Erwähnt sei noch Josefina Vettori, die den Sybel mit recht frischer Stimme und belebtem Ausdruck spielte. — c. s.

Archäologisches.

kg. Die Ausgrabung einer prähistorischen Stadt. Der soeben erschienene Jahresbericht der britischen Schule in Athen“ enthält einen Uebersicht über die Forschungsergebnisse der Ausgrabungen auf der Insel Melos. Diese Ausgrabungen sind von der größten Wichtigkeit, weil sie uns das Bild der prähistorischen, vormaligen Kultur, durch mehrere Jahrhunderte hindurch unmittelbar vor Augen führen. Die alte Hauptstadt der Insel, Phylalopi, erstreckt vor unseren Augen wieder aus ihren Ruinen. Wir sehen, wie der vorgeschichtliche Mensch von den einfachsten architektonischen Anfängen zum Befestigungsbau übergeht, wie er die Vorzüge seines Landes auszunutzen versteht und allmählich in Phylalopi einen großen Exporthandel entwickelt. Die Ausgrabungen von Phylalopi wurden schon 1897 begonnen; aber erst die Ausgrabungen des letzten Jahres unter der Leitung von Hogarth haben eine unerwartete Fülle von Material ergeben. Die Forschungen wurden wesentlich dadurch erleichtert, daß die Ruinen von Phylalopi nicht überbaut worden sind, sodaß alles an dieser Stelle Gefundene von vornherein der vormaligen Periode zugeschrieben werden konnte. Nach Hogarth verdankt die alte Hauptstadt der Insel ihre Gründung der industriellen Ausnutzung eines vulkanischen Minerals, des Obsidian (Glaslava). Von den frühesten Zeiten, durch die Bronzezeit bis zur Eisenzeit, muß Glaslava von Melos nach allen umliegenden Küsten und Inseln exportiert worden sein. Eine merkwürdige prähistorische Industrie haben wir hier vor uns, für die Melos das Monopol im lebantischen Handel gehabt zu haben scheint. Waffen und Werkzeuge von Obsidian wurden angefertigt und von Phylalopi exportiert. Nach Hogarth verfügte die Stadt auch einst über einen starken Schutzhafen von beträchtlicher Größe, der jetzt ausgetrocknet ist. Infolge des großartigen Exporthandels lassen sich auch die Spuren fremder Einflüsse und Produkte in Phylalopi verfolgen. Es scheint sogar, daß dieser Punkt an geeigneten ist, um über Skreta und die chladische Inselwelt in ihrer prähistorischen Epoche neue Aufschlüsse zu erhalten. Die Blütezeit der Insel ist erst überschritten, als Bronze und Eisen die Obsidian-Gegenstände aus dem häuslichen Gebrauch verdrängen. Phylalopi geht allmählich durch die Ueberflutung mit mykenischem Import zu Grunde. Innerhalb der Blüte aber lassen sich drei Perioden in der Entwicklung der Stadt nach ihrem architektonischen Charakter unterscheiden. In der frühesten Zeit ist sie eine kleine Niederlassung, in der schon — aber mehr vereinzelt — Werkzeuge aus Obsidian gefunden werden. In der zweiten Periode stellt sie sich schon als eine große Obsidianwerkstatt dar, die große Fortschritte in der Manufaktur aufweist; aber noch immer zeigt sich keine Spur von Befestigungen. Erst in der dritten Epoche ist eine von Mauern umgebene Stadt mit imposanten Befestigungen entstanden. Von besonderem Interesse ist in dieser Zeit die vorgeschrittene Innendekoration. Eins der bloßgelegten Häuser hat Zimmer mit schönem, weißem Wandputz bedeckt, der ganz modern wirkt. In einem der Räume sind Wände und Decke in einem reinen Weiß gefärbt, in einem andern ist alles in einem reichen Karminrot gehalten. Auf dem Karminboden sind Pflanzen- und Blumenmuster in Weiß und Gelb gemalt. Einige Fragmente von weißem Stuck sind mit lebensvollen Darstellungen des glänzend-schwarzen fliegenden Fisches decoriert, der in der vormaligen Ornamentik eine große Rolle spielt. Es ist zweifellos, daß dieses eigentümliche Haus vormalig ist. Auch einzelne Entdeckungen von großem künstlerischen

Interesse sind gemacht worden. Vor allem ist eine seltsame „Fischer-Wafer“ zu erwähnen. Sie hat eine pfeifenartige Gestalt und ist mit vier notdürftig belleideten Figuren bedeckt, die Fische in der Hand tragen. Dazwischen ist ein Muster von Epheu-Blättern. Es ist vielleicht die interessanteste primitive Wafer, die uns aus dieser Zeit erhalten ist. Sie gehört zwar schon in die Periode der mykenischen Ansiedelung und wurde in einer Tiefe von nur 80 Centimeter aufgefunden; aber der blasse gelbe Thon und die Arbeit kennzeichnet sie noch als ein einheimisches Werk der Insel Melos. Es geht daraus hervor, daß die einheimische Industrie den Einfluß fremder Produkte auch noch in der mykenischen Zeit überlebte. —

Meteorologisches.

— Der Scirocco, der unlängst ganz Nordafrika heimsuchte, ist, wie der „Voss. Ztg.“ aus Tunis geschrieben wird, in den meteorologischen Annalen ohne Beispiel; er trieb am Sonntag, den 23. Juli, die Temperatur und die Trockenheit der Luft auf eine noch niemals vorher beobachtete Höhe. Durch dicke Nebelbildung kündigte er sich in Algier am 18. und 19. an und begann in der Nacht vom 20. zum 21. Am Sonnabend stieg das Thermometer auf 41 Grad im Schatten und auf 64 Grad in der Sonne; in der Nacht zum Sonntag zeigte es zwischen 27 Grad und 32 Grad an, bei Sonnenaufgang erhitzte sich die Luftmasse schnell und erreichte 40 Grad um 9 Uhr, 44,5 Grad um 11 Uhr und das Maximum von 46,2 Grad um 1 1/4 Uhr nachmittags im Schatten; zu dieser Zeit ist die Feuchtigkeit fast gleich Null und die Sonnenstrahlen auf dem selbstregistrierenden Apparat erreichten 68 Grad. Sieben Stunden lang bleibt die Temperatur der Luft über 40 Grad im Schatten, stehendes Wasser zeigt 42 Grad, der Erdboden in einer Tiefe von 10 Centimetern 40 Grad. Die Trockenheit der Luft bringt die Früchte gewisser Pflanzen zum Plagen, die des Acanthus thun es mit hörbarem Knall, und die Kerne werden mit großer Heftigkeit umhergeschleudert, die den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzten Blätter werden geradezu verbrannt und zeigen schwarze Färbung, am schlimmsten zeigt sich diese Wirkung in den Weinplantagen, wo die Trauben, wenn nicht zerstört, in ihrer Reifung beeinträchtigt werden. —

Humoristisches.

— Darum. „Warum weinte denn Martha so jämmerlich?“ fragte Elschens Papa, als die Kleine vom Garten hereinkam. „Sie hatte ein großes, großes Loch gegraben im Garten, und ihre Mama wollte ihr nicht erlauben, es mit ins Haus zu nehmen.“ —
— Was man so sagt. „Ich habe gestern mein erstes kaltes Bad genommen: es war famos... Das Wasser war sehr warm!“ —
— Guter Rat. Beurteile niemals einen Menschen nach dem feindlichen Regenschirm, den er trägt. Er kann soeben einen baumwollenen an dessen Stelle zurückgelassen haben. — („Jugend“.)

Notizen.

— Das Erscheinen einer katholischen Frauenzeitung (Wochenchrift) steht zum Herbst bevor. Leiterin wird Frau Theresia Keiter in Regensburg sein. —
— Eine illustrierte österreichische Theaterzeitung wird der österreichische Bühnenverein, der nahezu 1000 Mitglieder hat, zum ersten September herausgeben. Die neue Zeitung soll die Berufsinteressen der Bühnenkünstler erörtern und auch das gesamte Theaterwesen und die Bühnenliteratur umfassen. —
— Die Jugendschriftstellerin Isabella Braun ist im Alter von 63 Jahren in München gestorben. —
— Die „Fledermaus“ wird noch Repertoirestück sämtlicher preussischer Hoftheater. In der nächsten Saison wird das Hoftheater in Hannover die Operette aufführen. —
— Eine Hochschule für Musik wird in Mannheim errichtet. Am 1. Oktober soll die Anstalt eröffnet werden. —
— In Rom soll eine Schule für Kirchenmusik errichtet werden. —
— Vom 10. August bis zum 11. September wird der Kunstverein in Frankfurt a. M. eine Goethe-Ausstellung veranstalten. In der Ausstellung sollen die Illustrationen Goethescher Werke in Originalarbeiten hervorragender Meister zweier Jahrhunderte vereinigt werden. —
t. Eine wissenschaftliche Boot-Expedition wird zum Studium der Tierwelt in den Flüssen der Staaten Minnesota und Mississippi unternommen werden. Es ist zu diesem Zwecke ein besonderes Hausboot gebaut worden, das Mitte Mai vom Stapel gegangen ist. Vier Zoologen werden sich in diesem Fahrzeuge mehrere Monate lang zoologischen Untersuchungen widmen, die sich besonders auf die Erforschung der in den Flüssen vorhandenen Fische richten werden. —
— Ein Weinstock zu Tschars in Bintschgau trägt nicht weniger als sechs hundert Trauben. —
Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. August.